Im Sinn und Geist der Wissenschaft : [1.Teil]

Autor(en): **E.H.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **10 (1927)**

Heft 3

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-407351

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

die Epilepsie für eine Krankheit halte. Dem sei aber nicht so, sie sei eine sichtbare Wirkung von Dämonen und Teufeln. Sie behandelten dieselbe daher mit Feuer, Folter und mit Hinrichtungen. In Anwendung echt christlicher Nächstenliebe suchten sie diese angeblich Besessenen mit den drastischen Mitteln der Teufelaustreibung zu kurieren und für ihr Jenseits zu retten.

Würden wir heute solche Vertreter der übernatürlichen, geoffenbarten Religion ohne weitere Bedenken trotz ihrer vergeblichen und angeblichen übernatürlichen Mission nicht sofort einer Irrenanstalt zur weiteren Behandlung überweisen? Doch wohl ganz gewiss!

Und das zweite klassische Beispiel:

Thales, der älteste der sogen. jonischen Philosophen, der seine astronomischen Kenntnisse im Verkehr mit den ägyptischen Priestern und deren uralter Weisheit erworben hatte, war etwa um das Jahr 600 vor Christus imstande, den erstaunten Joniern eine Sonnenfinsternis zum voraus anzukündigen, hatte also dieses Ereignis bereits als etwas vollständig Natürliches erkannt. Zweitausend Jahre später, im Mittelalter, hielt man die Sonnenfinsternis für etwas über- und unnatürliches, wobei die ganze Luft vergiftet sei. Daher erliessen geistliche und in derem Auftrag auch weltliche Behörden die lächerlichsten Vorschriften für die damaligen Menschen.

Solche Beispiele liessen sich noch in grosser Anzahl anführen, doch wir wollen uns hier damit begnügen.

Gorki sagt in seiner Novelle »Der Landstreicher« treffend: »Wenn man lügt und dabei sieht, dass man Glauben findet, so fühlt man sich über die Menschen erhaben.« Eine überaus plausible Erklärung für die sogen. übernatürliche Berufung ganz speziell der orthodoxen Priesterschaft der christlichen Konfessionen!

Schliessen wir unsere Betrachtung mit einem Ausspruch eines unserer grössten Dichter, Schillers, der niemals etwas zu tun gehabt hat mit Priestertum, Kirche und konfessionellen Dogmen, des Verkünders einer freien Zukunft für die Menschheit, des Vorkämpfers wahrer Humanität:

»Zu welcher Religion ich mich bekenne? Zu keiner von allen, die du mir nennst. Du fragst: Warum zu keiner? Ich antworte: Aus Religion.«

Heute würde er sagen: Aus Erkenntnis.

Dabei wollen wir aber des arabischen Dichters Omar Chaijm nicht vergessen, dessen Vers diese Ausführungen beenden und die folgendermassen lauten:

»Um Höllenfurcht und Himmelshoffnung drehen
Sich Kirchen Synagogen und Moscheen,
Doch wer gedrungen bis zum Quell' des Lichts,
Macht sich aus Himmel und aus Hölle nichts.«

Im Sinn und Geist der Wissenschaft.

Mit Beginn des laufenden Jahrganges hat unser Organ seinen früheren Namen »Geistesfreiheit« aufgegeben und ihn durch den prägnanteren, bei Freund und Gegner besser bekannten Titel »Der Freidenker« ersetzt. Beiden Titeln gemeinsam ist der Bestandteil »frei«. Welche besondere Art von Freiheit bisher in unserer Arbei und Ueberzeugung zum Ausdruck gekommen ist und auch weiterhin zum Ausdruck kommen wird, ist uns Freidenkern klar und geläufig; trotzdem halten wir es für sehr angebracht, gleich in den ersten Nummern des »Freidenker« so genau wie möglich darzulegen, was es mit dieser Freiheit auf sich hat, inwieweit unser Denken frei genannt werden darf, inwieweit es aber gebunden ist, sogar strenger gebunden als das Denken unserer Gegner.

Der Begriff »Freidenker« muss aus seinen historischen Bedingtheiten heraus erkannt werden. Als im 18. Jahrhundert die »freethinker« auftraten, stand das Denken ganz allgemein noch derart in kirchlich-dogmatischen Bindungen, dass ein Abweichen von diesen breitgetretenen Pfaden, ein Auflösen dieser Bindungen vor allem und in erster Linie als Befreiung, als Freiheit empfunden werden konnte; mit Recht wurde also damals der Freiheitsbegriff zur Kennzeichnung dieser »freethinker« herbeigeholt, und in diesem Sinn, als Freiheit vom konfessionellen Dogma, hat Freiheit auch in unserem modernen Titelwort ihr Recht.

Doch haben sich im übrigen die Verhältnisse dahin geändert, dass, ohne Uebertreibung gesprochen, der grössere Teil des abendländischen systematischen Denkens und Arbeitens auf dem Gebiet der Wissenschaft geleistet wird und nicht mehr in der Domäne der Religion. Genaueres Zusehen belehrt uns, dass das Denken keineswegs frei geworden ist, sondern nur seinen Herrn gewechselt hat; es steht nicht mehr unter der launischen und starren Diktatur des Dogmas und dessen Interpreten, sondern unter dem gerechten, unpersönlichen und aufgeklärten, aber seinem Wesen nach unerbittlichen Regime der Wissenschaft. Freies Denken als reine Ablehnung wäre nur Negation, und Negation ist der Tod jedes systematischen Aufbaues. Wissenschaft ist die ungeheure und nicht zu widerlegende Position, der wir uns verschrieben haben, wissenschaftliches Denken ist der rocher de bronze, der unerschütterliche Fels, auf dem sich nicht nur unsere speziell freigeistige Bewegung, sondern unsere ganze Kultur und Zukunft aufbaut. Dies soll im Nähern noch begründet und dargestellt werden.

In wenigen Worten blitz und blank das Wesen dieser Wissenschaft unzweideutig zu kennzeichnen und begrifflich herauszustellen, das will mir nicht gelingen; und doch ist hier nicht der Ort zu eingehenden wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzungen. Halten wir uns also an die Grundlinien und hauptsächlichsten Gesichtspunkte.

Vor Allem muss ein Missverständnis von vorneherein weggeräumt werden: Mit dem unerschütterlichen Fels, von dem

---

dung einer Weltsprache«, ebenso das »Bamberger Projekt des Pfarrers Eichhorn« (1887). Steiners »Pasilingua« (1885) stellt eine Art Neu-Englisch, willkürlich mit Worten aus anderen Sprachen vermischt, dar. Meine Quelle, das empfehlenswerte Büchlein »Geschichte der Weltsprache« von Werner Fraustädter (Verlag: Albert Otto Paul, Leipzig) gibt als Beispiel leider ausgerechnet das Vaterunser. In »Pasilingua« beginnt dieses: »Patro miso, quo er in coela, nama tüa sanctore, kingdoma tüa kommire,« etc.

Die Systeme a posteriore gehen allmählich zu gemischten Systemen über, die mehrere Sprachen benützen.

Schon »Pasilingua« gehört in diese Kategorie, und »Pantos-Dimou-Glossa« von Prof. de Budelle 1858 ging hervor aus romanischen Sprachen. Gleichzeitig erkennt man allmählich die Prinzipien der leichten Erlernbarkeit und der Neutralität als wesentliche Faktoren einer Weltsprache.

Einen Schritt vorwärts in der Entwicklung der Weltsprache bedeutete die leider nicht aufgekommene »Universalsprache« von Pirro (1868), die eigentlich als Vorläufer des Esperanto betrachtet werden kann. Beispiel: »Men senior, I sende evos un gramatik e un verb-bibel de un nuov glot nomed universal-glot. In futur I scriptrai evos semper in dit glot. I pregate evos responden ad me in dit selt glot.«

In ein ungeregeltes Chaos zurück führte dagegen das merkwürdigerweise eine Zeit lang stark verbreitete »Volapük«, 1879 vom katholischen Pfarrer Johann Martin Schleyer zu Litzelstetten in Baden publiziert. Auf die Grammatik einzutreten will ich Ihnen und mir lieber schenken. Es klingt ungefähr wie Türkisch oder Ungarisch: »O Fat obas, kel binol in süls, paisaludomöz nem ola! Kömomöd monargän ola! Jenomöz vil olik, äs in sül, i su tal, etc.« Ob der liebe Gott trotz seiner »Allwissenheit« dieses »Vaterunser« verstanden hat? Dass trotzdem 283 Vereine und 25 Zeitschriften in allen Ländern sich mit diesem Mischmasch abgaben, beweist nur das steigende Bedürfnis nach einer internationalen Hilfssprache. Anderseits hat das lächerliche »Volapük« der Weltsprachebewegung durch sein endliches Fiasko auch sehr stark geschadet. Nun, »Volapük« ist dann endlich gestorben und gehört nun der Geschichte an, ebenso das von einer Dissidentengruppe desselben unter Professor Kerkhoff 1902 aufgestellte »Idiom-Neutral«, obwohl dieses beträchtlich besser als »Volapük« klingt: »Kongres internasional de Volapükisti in Miunik, in August 1887, av funded institut internasional »Akademi internasional de lingu universal« kel debav kompletifikar e plubonifikar Volapük,« etc.

Der Professor der Mathematik Bauer ging 1888 in seinem »Spelin« bereits vom Grundsatze der grössten Internationalität der Wortstämme aus. Mit seiner Tendenz, aus möglichst wenig Elementen möglichst viele Wörter zu konstruieren, verdarb er aber die Sache wieder.

Unabhängig von einander leitete Julius Lott und Alberto Liptay eine neue Epoche in der Weltsprache ein. Sie erkannten die Aufstellung einer Weltsprache als eine technisch-statistische Aufgabe, indem sie nicht erfunden, sondern nur in den bestehenden natürlichen Sprachen gefunden werden müsse, indem man in erster Linie die ganz internationalen Wortstämme, deren es ja viele gibt, benützt.

Unter dem Pseudonym Dr. Esperanto (der Hoffende) veröffentlichte 1887 der russisch-jüdische Augenarzt Dr. Lazarus Ludwig

ich eben gesprochen habe, können nicht gemeint sein die einzelnen wissenschaftlichen Theorien, Tatsachen und Lehrgebäude, die Jahr für Jahr aufgetürmt und dargeboten werden. Nicht die Wissenschaft in ihren Einzelresultaten ist der rocher de bronze, auf den wir bauen, sondern die Wissenschaft in ihrer Methodik. nicht die Wissenschaft als fixiertes Gebilde, als Statik, sondern die Wissenschaft als Dynamik, als wissenschaftliche Denk- und Arbeitsweise ist unser Grund und Boden. Diese Differenzierung muss so klar wie möglich erfasst und begriffen sein, sonst haben wir nur Dogma gegen Dogma, einen Götzen gegen einen andern Götzen, ausgetauscht. Gerade unser eigenes Zeitalter ist wie nicht bald wieder ein anderes geeignet, jedermann, der offene Augen hat, die Gefahr des Ausruhens auf einer zufällig erreichten Wissensstufe darzutun. So müssen auch einige der uns Freidenkern besonders bedeutsamen »Wahrheiten«, die seinerzeit als feststehende Tatsachen oder Erkenntnisse mit Nachdruck vertreten worden sind, heute preisgegeben werden oder sind in ihrer wissenschaftlichen Geltung unterwühlt, z. B. die Abstammung des Menschen vom Affen, ein Dogma des tapferen Haeckel, lässt sich heute nicht mehr halten; Affen und Menschen laufen wahrscheinlich als zwei getrennte, selbständige Zweige aus einem gemeinsamen Ausgangspunkt heraus. Die ebenfalls von Haeckel verkündete monophyletische Ursprungstheorie — alle Arten stammen von einer einzigen Art ab — kann nicht mehr als gesichert gelten. Die von der Vererbungswissenschaft aufgestellte Lehre von der Nichtvererbbarkeit erworbener Eigenschaften ist durch die Experimente des kürzlich verstorbenen Wiener Biologen Kammerer wiederum sehr in Frage gestellt worden. Durch die moderne Atomlehre wird die Ostwaldsche Energetik in wesentlichen Punkten modifiziert.

Dies nur einige wenige und uns besonders naheliegende Fälle aus dem ganzen Umkreis des wissenschaftlichen Arbeitens, das gleich einem verzehrenden Feuer alle fixierten Resultate gelegentlich wieder umfasst, hineinzieht in die Glut seiner Bearbeitung und völlig umschmilzt zu neuen Einsichten und Resultaten. Wo liegt denn nun der Archimedische Punkt, von dem aus nicht nur religiöse, sondern auch wissenschaftliche Götzen gestürzt werden können? Worin ist das Wahrheitskriterium begründet, das erlaubt und gebietet, ganze Theorien in Frage zu stellen und durch andere zu ersetzen? Liegt es in der Tatsache, dass Wissenschaft in ihrem systematischen Aufbau rein auf Erfahrung, auf Empirie abstellt? Nicht doch, denn Empirie bezeichnet nur die Erkenntnisquelle, ist an sich aber noch kein Wahrheitskriterium. Oder ist es die der Wissenschaft nachgerühmte Voraussetzungslosigkeit? Wissenschaft ist nicht voraussetzungslos, sonst würde sie in der Luft hangen; sie kann höchstens Vorurteilslosigkeit als Tugend für sich in Anspruch nehmen. Liegt vielleicht das gesuchte Kriterium in der Objektivität, in der Sachlichkeit und Unpersönlichkeit, die reiner Wissenschaft zugesprochen wird? Der Begriff der Objektivität führt uns wenigstens auf die richtige Spur, enthält aber auch noch eine Einseitigkeit, die schon im Begriffswort selbst enthalten ist; ist doch Objekt nur ein Korrelatbegriff zu Subjekt. Wer nur auf Objektivität Anspruch erhebt, muss beständig gewärtigen, dass ihm vom Subjekt her Einwände entgegengeworfen werden und so seine Arbeit durchkreuzen und stören. Das Subjekt, genauer: Die Tatsache möglicher Subjekthaftigkeit ist denn auch, wie wir noch sehen werden, das Zentrum und die Operationsbasis aller zur empirischen Wissenschaft oppositionell eingestellten Tendenzen und Denkrichtungen.

Nein, das Kriterium muss auf einer Basis ruhen, die so allgemein ist, dass Subjekt und Objekt beide darin enthalten sind; und hier kommen wir nun zu dem Novum der Wissenschaftstheorie, das in seiner Bedeutung bisher sicher noch nicht recht erkannt und gewürdigt worden ist, für uns Freidenker aber wie für alle wissenschaftlich Denkenden von ausschlaggebender Bedeutung ist, ein Fundament, wie wir es uns nicht fester und umfassender wünschen können. Die von P. Häberlin (Schweiz) und Rud. Goldscheid (Wien) und anderen aufgestellte These sagt aus, dass empirische Wissenschaft prinzipiell universal sein muss, Universalität und Totalität alles Gegebenen ist ihr materiales Prinzip; dass andererseits ihr formales Prinzip darin besteht, dass die gesamte Wirklichkeit, die Totalität alles Gegebenen, in einem eindeutigen und geschlossenen Zusammenhang steht und stehen muss. Dies formale Prinzip ist das gesuchte Wahrheitskriterium aller empirischen Wissenschaft: Was sich nicht einordnen lässt in den kausal eindeutigen Gesamtzusammenhang, in die geschlossene Kausalität der empirischen Wissenschaft, muss alle Ansprüche auf Wissenschaftlichkeit und wissenschaftliche Geltung niederlegen. Auf den eminent monistischen Charakter dieser ganzen Methodik sei noch ausdrücklich aufmerksam gemacht: Jede Wahrheit muss im Zusammenhang mit der Gesamtwahrheit erfasst werden, und da es nur e i n e Totalität gibt, kann es auch nur eine Wahrheit im Ganzen wie im Einzelnen geben; Wissenschaft ist also die einzige für uns in Betracht kommende Wahrheit, ist auch die einzige für die Wahrheit in Betracht kommende Erkenntnis. (Schluss folgt.) *Dr. E. H.*

Nietzsche-Zarathustra.

Zur Einführung.

Von *Carl Conrad Wild*, St. Gallen.

Es möge einem alten Verehrer Nietzsches vergönnt sein, die Leser des »Freidenker« einige Blicke in das Mysterium dieser philosophischen Lehre tun zu lassen, so gut dies in der Kürze und gegenüber einer Leserschaft aus verschiedenen Bildungskreisen möglich ist.

Nietzsche spricht irgendwo von dem Körperlichen des Menschen als von der »grossen Vernunft« im Gegensatze zu der »kleinen Vernunft« der Gedanken. Damit ist schon gesagt,

---

Z a m e n h o f die »lingvo internacia«, die dann »E s p e r a n t o« genannt wurde, die gegenüber den bisherigen Systemen einige beträchtliche Vorzüge aufwies und in der Folge eine Verbreitung erlebte, wie keine andere. Ein besonderer Vorzug war die planmässige, wenn auch nicht immer konsequente Verwendung von Vor- und Nachsilben zur Bildung der Wörter aus den Wortstämmen. Trotz seiner grossen Verbreitung, die als solche natürlich noch keinen Beweis für die wirkliche Brauchbarkeit bildet, haften dem Esperanto noch einige gravierende Mängel an. Ich lasse am besten zunächst wieder eine Probe folgen und zwar gleich aus einem Briefe von Dr. Zamenhof:

(Die Akzente über c, j, g, h, sind durch ch, j, gh und hh ersetzt, da sonst die betreffenden Druckbuchstaben extra angefertigt werden müssten.)

»Tiu-chi Toko de mia naskigho kaj de miai intanoj jaroj donis la direkton al chiuj miaj estontaj celadoj. En Bjelostoko la loghantaro konsistas el kvar diversaj elementoj: Rusoj, poloj, Germanoj kaj Hebreoj. Chiuj el tiuj-chi elementoj parolas apartan lingvon kaj neamike rilatas la aliajn elementojn. etc.«

Sie sehen aus obigem, dass der Wohlklang und die Leichtigkeit der Aussprache noch viel zu wünschen übrig lassen.

Eine brauchbare moderne Weltsprache muss ausserdem unbedingt auf jeder Schreibmaschine geschrieben und in jeder Buchdruckerei ohne weiteres gesetzt und gedruckt werden können und darf im Interesse der grösstmöglichen Einfachheit keinerlei Akzente mehr enthalten, was leider beim Esperanto noch einen schweren Mangel darstellt, wie auch eine gewisse Willkürlichkeit in der Auswahl der Wortstämme, Sinonyme etc. (Schluss folgt.)

Vermischtes.

* *Encore »des accomodements avec le ciel«.* Es war vorauszusehen, dass das jüngst hier erwähnte Beispiel der amerikanischen Millionärin Nachahmung finde. Nun ist M a r c o n i, der berühmte Erfinder der drahtlosen Telegraphie, ebenfalls an die »Rota«, das römische Ehegericht, gelangt, um seiner schon lange von ihm getrennten Gattin los zu werden, ohne dass er den Schoss der alleinseligmachenden Kirche verlassen müsse. Deshalb verlangte er einfach Ungültigerklärung seines vor Jahren geschlossenen Ehebundes, und zwar — man höre! — aus welchem Grunde. Marconi und seine Frau führten an, sie hätten vor ihrer Vereinigung abgemacht, sich zu trennen, sobald es ihnen beliebe. Da nun das Ehebündnis nach katholischer Auffassung unlösbar ist, war eine unter den erwähnten Voraussetzungen geschlossene Ehe zum voraus ungültig. So entschied die »Rota«.

Wir »Ketzer« werden aber zur Sache folgende Ueberlegungen machen: Als Katholik musste Marconi wissen, was seine Kirche vorschreibt. Wenn er also den Segen des Priesters in Anspruch nahm, s o h a t e r b e w u s s t e i n S a k r a m e n t v e r l e t z t, und die katholische Kirche hätte niemals zu dieser Schändung einer ihrer heiligsten Vorschriften Hand bieten sollen.

Kluge Katholiken wissen also in Zukunft, was sie zu tun haben. Sie machen es zum voraus wie das Ehepaar Marconi, und wenn sie dann einander verleidet sind, rufen sie die »Rota« an; sie können so

* Siehe Nr. 12 der »Geistesfreiheit« 1926.